

Wünsche eines Schulmanns an die Adresse des Architekten

Autor(en): **Müller, Hanspeter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **49 (1962)**

Heft 2: **Schulen**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-38383>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wünsche eines Schulmanns an die Adresse des Architekten



1

«Ich will dir einen Wunsch gestatten», sprach zu seinem Lieblingssohne Herakles der Fürst der Götter. Herakles begann: «Ich wünsche mir ein unzugänglich Schloß auf steilem Berge, unten um den Berg dreifache Mauern . . .»

Ich fühlte mich in die Lage des Göttersohns versetzt, als ich die Anfrage erhielt, ob ich geneigt wäre, die Wünsche eines Schulmanns an die Adresse des Architekten vorzubringen. «Ich hätte gern . . .», «Ich wünschte . . .», «Man sollte . . .», aus vielen, zum Teil mißlichen Begegnungen mit Schulbauten hat sich eine Wunschliste ergeben, die nicht eben klein ist. Doch ich will nicht, dem trotzig-heischenden Herakles gleich, unbesonnen losschießen, sondern einer bestimmten Ordnung folgen, obwohl die Verlockung ungeheuer ist, den Wünschen freien Lauf zu lassen.

Ein Haus bauen, das heißt weit mehr, als einer materiellen Notwendigkeit genügen; es bedeutet ein Stück goldenes Zeitalter, das plötzlich in greifbare Nähe rückt; die Idee des vollkommenen Lebens, die sich morgen schon realisieren läßt. Denkt ein Erzieher heute ans Bauen, so ersteht in seinem Inneren die Schule, wie er sie erträumt: Mitten im Grünen, abseits von gesundheits- und seelenschädigenden Einflüssen erheben sich in angenehmer Gruppierung helle, weiträumige Gebäude, in denen Kinder unter der kundigen Anleitung verständnisvoller Lehrmeister zu selbsttätig schöpferischen, verantwortungsbewußt kritischen und rücksichtsvoll gemeinschaftsfähigen Menschen heranwachsen, Menschen, die geimpft sind gegen alle Bosheit und blinde Triebhaftigkeit, welche unsere Welt dem Verderben zutreiben. Heute ein Schulhaus zu bauen, bedeutet: trotz allem glauben an die Möglichkeit menschlicher Güte, an die Zukunft, an das Leben.

Wenn es dann wirklich ans Bauen geht, sieht freilich manches anders aus: Meinungsverschiedenheiten, Verständnislosigkeit, Ärger, Knäuserei, Fehler – die ganze Brut «lernähschen Gezieters», die Vater Zeus seinem glücksdurstigen Herakles aufbürdet. Der herrliche Glasneubau, in dem die Kinder im Sommer vor Hitze fast verschmachten; der entzückende Kindergarten, dessen Deckenheizung der Kindergärtnerin Kopfweh verursacht, während die Kleinen am Boden frieren; der von Anfang an zu klein geplante Neubau, in dessen Räumen Tische und Stühle jeden verfügbaren Quadratmeter in Anspruch nehmen: sie sind nur wenige Beispiele dafür. Und trotz allem: ein Stück der Idee wird dennoch eingebaut, zieht sich wie ein Ariadnefaden durch den Irrgarten der Unzulänglichkeiten. Wieviel davon durchblitzt, wenn alles fertig ist, das hängt weitgehend ab vom Architekten. Auf ihn konzentrieren sich zunächst alle Wünsche.

Wir Laien nehmen selbstverständlich an, daß der Architekt, der ein Schulhaus in Auftrag erhält, die Prinzipien des Bauens beherrscht. Doch wir erwarten ein Weiteres, kaum Erlernbares von ihm: Er muß sich mit beinahe chamäleonhafter Einfühlungs-gabe in fremdes Leben versetzen können: er muß das Büblein sein, das die rätselhaften Schriftzeichen von spiegelnder Wandtafel zu entziffern versucht, der Biologielehrer, der heranwachsende Menschen zu selbständigem Denken und Versenken in die Wirklichkeit führen will; er muß mit der Putzfrau fühlen, die allabendlich die Böden behandelt. Den Räumen, die er entwirft, muß er anmerken, wo es unerträglich hallt, wo es zieht, wo es blendet, wo glatte Böden, harte Kanten, unvorsichtig angebrachte Scheiben zu Unfällen führen. Er darf nicht mit vorgefaßten ästhetischen Ideen konstruktivistisch ans Werk treten, sondern er muß die Geduld und die Menschlichkeit aufbringen, die Bedürfnisse sämtlicher Benutzer des Baues kennenzulernen, um dann mit ordnendem Geist aus diesen man-

1
Realschule in Arlesheim
(Architekten: Steib und
Eichhorn). Blick vom Physik-
zimmer in den Experimentier-
raum
Ecole secondaire d'Arles-
heim. Salles de physique
et d'expériences
Secondary school in Arles-
heim near Basle. Physics
and experimental rooms

nigfaltigen Ansprüchen ein organisches Ganzes erwachsen zu lassen. Seine Erfahrungen in anderen Auftragsgebieten, seine Kenntnis fremder Schulhausbauten verschaffen ihm den nötigen Rückhalt, allzu knauserigen Auftraggebern mit der nötigen Unbeugsamkeit entgegenzutreten. Und vielleicht das Schwerste: er muß Phantasie und Weitblick besitzen, um nicht nur für heute zu bauen, sondern auch für die Zukunft zu planen. Denn Schulhäuser sind teuer und bleiben lange, wie sie sind, im Gegensatz zu jedem gut besuchten Restaurant oder Laden, die zur Zeit der Konjunktur ihr Gesicht in kurzen Abständen dem jeweils neuesten Geschmack anpassen.

Für die Zukunft bauen, das ist bei dem heutigen Tempo der Entwicklung gar nicht einfach. Es ist zum Beispiel zu bedenken, daß sich wohl immer mehr technische Hilfsmittel, wie Tonband, Film, vielleicht Fernsehen, im Unterricht durchsetzen werden. Die nötigen Installationen sind aber später sehr teuer, wenn nicht von Anfang an Kanäle für Leitungen und Anschlüsse vorgesehen sind. Ein weiteres Problem stellt die englische Arbeitszeit, die in städtischen Verhältnissen in nächster Zeit kaum mehr zu umgehen sein dürfte. Ihre Einführung setzt aber voraus, daß Räume da sind, in denen die Schüler und Lehrer die Mittagsverpflegung zu sich nehmen können. Zudem: je mehr Eltern, nämlich Väter und Mütter, ganztägig außer Hauses der Arbeit nachgehen, desto dringender benötigen die Schulhäuser Aufenthaltsräume, in denen nach Abschluß der Lektionen die Schüler – sozusagen im Halbinternat – ihre «Haus»-Aufgaben erledigen, bevor sie zum häuslichen Fernsehapparat stürmen.

Im Grund sollte alles, was für die Zukunft geplant wird, flexibel genug sein. Kann aber ein Haus flexibel sein? Es ist durchaus möglich! Ein interessantes Beispiel ist im Bremer Berufsschulzentrum verwirklicht worden: die tragenden Elemente des mehrstöckigen Hauses sind so angeordnet, daß Zwischenwände ohne große Umbauten entfernt oder hinzugefügt werden können, je nachdem ob in Zukunft größere oder kleinere Klassen gebildet werden müssen. Nicht fixiert soll zudem alles sein, was zum sogenannten Schmuck des Gebäudes dient. Wer erinnert sich nicht des mitleidigen Lächelns, mit dem wir als Maturanden von den Vätern bezahlte Wand- oder Standbilder in öffentlichen Schulen beurteilten! Heilsamer, als solch blasiertes Lächeln zu provozieren, ist es, die jungen Benützer des Gebäudes anzuspornen, selbst zu schaffen oder zu wählen, was ihrem gestrengen pubertierenden Urteil standhält. Wie heilsam ist dies doch gerade in unserer zivilisierten Welt, wo der Jugendliche am löblichsten tut, wenn er nichts tut, da seine Produktivität in den komfortablen, bis ins letzte ausgeklügelten Wohnungen nur Unordnung, Schmutz oder Zerstörung anrichtet! Wo sind noch Wände, an die man eigene Werke malen oder Lieblingsbilder hängen darf, wo Tische oder Böden, auf denen es erlaubt ist, zu hämmern, zu nageln oder zu leimen? Das Trottinett und später der Spielsalon sind für alle nicht ausgesprochen intellektuell Begabten die folgerichtigen Ventile unserer lähmenden Ordnungswut.

Jedes Klassenzimmer soll neben der reichlichen Wandtafel- fläche (aufklappbare, in der Höhe verstellbare Buchwandtafeln) große Flächen aufweisen, an denen Schülerarbeiten oder anderes Bildmaterial befestigt wird. Dies läßt sich oft mit den Materialien verwirklichen, welche die Akustik des Raums günstig gestalten. Erwünscht sind auch breite Simse als Arbeitsplätze oder Abstellflächen für Aquarien, Pflanzen oder Anschauungs- material. Natürlich trägt der Lehrer die Hauptverantwortung für den Geist, der in der Stube herrscht; aber andererseits ist unbestreitbar: Harmonie und Helligkeit bereiten die wohlige Stimmung vor und halten sie.

Ein neuer Geist muß in den neuen Schulen walten. Ihm zu dienen, muß auch das Schulhaus neu durchdacht werden:

Die öffentliche Schule, wie sie die Jahrhundertwende hervor- gebracht hat, mit ihren imponierenden Palästen in verschie-

denen Monumentalstilen, mit der militärischen Anordnung der Sitzpulte zu Füßen des Autorität heischenden Lehrerpultes – sie stellt im Grunde den Sieg dar, den die Schicht des Bürgertums über die privat-individualistische Prinzen- und Adels- erziehung weniger Privilegierter errungen hat. Sie ist eine Kon- sequenz der Französischen Revolution: alle sind gleich vor dem Gesetz, das wahllos mit scharfer Gerichtsbarkeit jedes Haupt treffen kann. Den Überbau bietet der neu erwachte Nationalismus des 19. Jahrhunderts: diese Räume, diese Fas- saden und kasernenartigen Höfe dozieren Ehrfurcht vor dem Lehrer, vor dem Vaterland, vor dem Schlachtengott; ihre Tu- genden: Fleiß, Gehorsam, Disziplin. Ihre Arbeitsweise: Drill. Kameradschaftsgeist wird zum Schulbetrug. Wie hat sich seit- her doch allgemein neues Gedankengut Bahn gebrochen! In Anpassung an die geförderte Technik, die Automation bereits bedenkend, benötigen wir weniger untergeordnete Arbeiter als differenzierte, initiative, bewegliche, verantwortungsvolle, ja phantasiebegabte Menschen. Der Schule von heute und mor- gen ist die Aufgabe überbunden, diesen gewandt denkenden Nachwuchs zu fördern, oft entgegen den nivellierenden Ein- flüssen des Privatlebens. Wir wissen: wie man sich als Kind angewöhnt, sich zu verhalten, so wird man als Erwachsener handeln. Wir erziehen zu Untertanen oder freien Bürgern, welche die Welt nach bestem Wissen und Können selber zu gestalten unternehmen, je nachdem wir autoritär oder demo- kratisch erziehen. Demokratisieren wir also die Schule!

Die erwünschte Gefühlsgrundlage entwickelt sich in der Schul- stube, wenn sich das Kind darin heimisch fühlt. Zahlreiche so- genannte Schlüsselkinder (oder die «Mercedes»-Kinder) ler- nen dieses Gefühl im Elternhaus nicht genügend kennen. Damit das Kind sich in der ganzen Schule heimisch fühlt, darf der Bau als Ganzes dessen Fassungsvermögen nicht überschrei- ten. Deshalb ist die kleinste bauliche Einheit, der Pavillon mit ein bis zwei Stuben, das Richtige für den Kindergarten. Diesen sollen die Kleinen von zu Hause in einigen Minuten und ohne gefährliche Verkehrsadern zu überqueren erreichen können. Die Nähe von zu Hause hilft nicht nur, Verkehrsunfälle zu ver- meiden, sondern ist für alle Kinder gefühlsmäßig erwünscht; der erste Schritt von der Mutter weg fällt weniger schwer, wenn das Kind weiß, daß es später wieder in einigen Sätzen daheim sein wird.

In neu erbauten Siedlungen, das weiß man ja, lassen sich öfters junge Ehepaare nieder. In einigen Jahren wird der An- drang der kleinen Kinder, die gern den Kindergarten besuchten, sehr groß sein, später klingt diese hohe Zahl wieder ab. In sol- chen Siedlungen leisten gute Dienste jene beweglichen Kinder- gärten, die aus vorgefertigten Elementen zusammengesetzt sind und später leicht wieder abmontiert werden können.

Mit dem Eintritt in das Primarschulhaus tritt das Kind in einen größeren Zusammenhang. Auch dieses Schulhaus muß in der Größe nicht erschlagend wirken, weder als Einzelblock noch als schablonenhafte, unübersichtliche Aneinanderklitterung einzelner Pavillons. Acht bis zwölf Klassen zu je 36 Schülern stellen das erträgliche Höchstmaß dar; die kleineren Einheiten sind vorzuziehen. Willkürliche Vergrößerungen sind unerträglich; es sollten im entsprechenden Einzugsgebiet neue, kleine Primarschulhäuser errichtet werden. Diese Forderung gilt nicht nur der Schüler, sondern auch der Lehrer wegen. Sie sollen sich nämlich gegenseitig kennen und zusammenarbei- ten, indem sie gemeinsam planen und die Verantwortung über- nehmen. In größeren Komplexen droht stets die Gefahr, daß sie sich als verwaltete Funktionäre einer anonymen Organisa- tion fühlen und somit die Freiheit und Initiativeverantwortung zu eigener Disposition verlieren oder sich schwer über Isoliert- heit – mitten in der Masse! – beklagen.

Die oberen Schulen ertragen mehrstöckige Bauten, doch darf auch hier nicht übermarcht werden. Selbst ein Gymnasium sollte die Zahl von 500 bis 600 Schülern nicht überschreiten.

Dezentralisieren wir auch die Gymnasien! Je größer die Masse, desto unbeweglicher, sogar dann, wenn man dem Schulleiter jenes hervorragende Ausstrahlungsmittel einbaut, das ich in Freiburg im Breisgau erstmals gesehen habe: der Schulleiter spricht in ein Mikrofon, seine Anweisungen dringen aus den Lautsprechern, die in jedem Klassenzimmer eingebaut sind, in persönlicher Formulierung ans Ohr von Schülern und Lehrern. Statt der gellenden Pausenglocke spielt aus demselben Lautsprecher eine Spieldose . . .

So weit der große Rahmen. Nun zur Arbeit im Klassenzimmer. Soll unser Ziel die Entwicklung zu selbständig denkenden und handelnden Persönlichkeiten sein, so kann dies nicht allein im Klassenverband erreicht werden; andererseits wollen wir keine Solisten heranbilden, sondern gemeinschaftsfähige und gemeinschaftsbildende Menschen.

Welche Mittel dem Erzieher zu diesem Zweck zur Verfügung stehen, mag man in der «Pädagogischen Soziologie» von Carl Weiss nachlesen. Der heutige Lehrer versucht, die Klasse mit den Erfahrungen des Soziologen zu einer Gemeinschaft zu entwickeln, welche den Erziehungsprozeß trägt und erst verwirklicht. Individuelle Arbeit, Arbeit in kleinen und größeren Gruppen sowie im Klassenverband, Lehrerdarbietung und Schülergespräch: all diese Arbeitsweisen sollen sich in rhythmischer Folge ergänzen, um ein Höchstmaß an Leistung mit einem Optimum an Entfaltung des Einzelnen und Gestaltung der Gemeinschaft zu gewährleisten. Dazu bedürfen wir: zuerst einen genügend großen Klassenraum, womöglich nicht als Riemen oder Schlauch, sondern quadratisch konzipiert. Die Größe ist von der Arbeitsweise bedingt: man muß mit beweglichem Mobiliar rechnen, das leicht verschoben werden kann, aber auch ohne Verschiebung genügend Platz läßt, um die Klasse zum Gespräch, zum Vortrag, zur chorischen Erarbeitung oder Darbietung zusammenzunehmen, ohne eine Masse daraus werden zu lassen. Ohne bewegliches Mobiliar ist auch die Gruppenarbeit in Frage gestellt. Vier bis sechs Schüler mit ihren Tischen und Stühlen müssen sich zu einer gesonderten Arbeit zusammenfinden können. Im ganzen Raum muß für sie genügend und allseitig einwirkendes Licht vorhanden sein; Querlüftung und beidseitige Belichtung lassen sich ja freundlicherweise verbinden. Die größten Feinde des Gruppenunterrichts sind oft Lehrer – in Nachbarzimmern oder im unten Stockwerk. Falls nämlich mit der Isolierung gespart wird, sind die optisch besten Räume eine Hölle. Nicht nur in einem Konservatorium! Daß man isolieren kann, habe ich bei der Betrachtung der Musikzimmerflucht im Seminar Menzingen bewundert, wo die Pianistinnen die nachbarlichen Flötenbläserinnen so wenig stören wie den Unterricht im Untergeschoß.

Volksschulen in Amerika und in Deutschland gliedern dem Hauptraum zuweilen einen kleinen Nebenraum an, der ausschließlich einer Gruppe als Arbeitsplatz dient. Ein kluger Gedanke, der sich leicht verwirklichen läßt. Übrigens habe ich im Montessori-Lyzeum im Haag mit Vergnügen festgestellt, daß auch für Gymnasialunterricht die Gruppenarbeit ernst genommen wird; vor dem Klassenzimmer, das mit Fenstern zum Hausgang blickt, sind zwei Nischen eingerichtet, in denen Gruppen murmelnd arbeiten können, ohne sich oder die Klassenkameraden bei einer andern Aufgabe zu stören. Wie leicht, wie billig läßt sich so hoch Willkommenes einrichten!

Wilhelm Berger nennt, mit Lebendigem vergleichend, das Klassenzimmer die Zelle des Ganzen: wie Organisches sich aus Zellen bildet, so fügen sich Klassenzimmer zu Schulhäusern. Er folgert: also soll die kleinste Einheit auch dem Leben darin dienen, und zwar ganz. Jeder Klasse die eigene Garderobe, jeder Klasse die eigenen zwei Toiletten. In der Tat: wer die kasernenartigen Bedürfnisanstalten großer Schulbauten widerlich findet, entdeckt in dieser Bremer Idee ein Mittel für die privatere Erziehung. Man sagt, daß die Zivilisation mit der Toilette anfängt – sicher ist, daß sie in anonymen Toilettenfluchten be-

denklich rasch aufhört! Fachleute behaupten, diese Lösung käme nicht einmal teuer, abgesehen davon, daß einerseits die kostspieligen langen Korridore gespart werden können, andererseits der Wasseranschluß für jedes Klassenzimmer möglich wird.

Ein weiterer Blick auf die Schulplanung Bremens lohnt sich. Die Bürger der alten, weltoffenen Hansestadt, unter denen sich zu allen Zeiten unabhängige Geister halten konnten, haben den Aufbau nach den großen Zerstörungen des Krieges als kulturelle Aufgabe gut durchleuchtet. Die Nachkommen der Bürger, die ihrer Stadt in vergangenen Jahrhunderten denkbar großzügige Grünanlagen gesichert haben, bauen heute auch ihre Schulen nicht knauserig. Daß sie immerhin sparen mußten – der Aufbau begann vor der Wirtschaftswunderblüte –, hat zur Konzentration auf Wesentliches geführt, nicht zuletzt dank dem unermüdlichen und unbestechlichen Einsatz eben ihres Schulrates Wilhelm Berger. Die Bremer Schulkonzeption sieht etwa folgendermaßen aus: Die Schule soll keine Verstandesfabrik sein, die nach Arbeitsschluß ihre Tore schließt, sondern sie soll das natürliche Kulturzentrum sein für das Quartier, dessen Kinder sie umfaßt. Das Herz dieser Schule ist ihr sogenannter «Marktplatz», ein äußerst großzügiger Mehrzweckbau, der bei schlechtem Wetter als Pausenhalle dient, mit leichten Mitteln in einen Theater-, Musik-, Vortrags-, Ausstellungssaal verwandelt werden kann. Er dient schuleigenen Veranstaltungen aller Art; zudem wird er für kulturelle Anlässe der Gemeinde verwendet. Er steht in Verbindung mit Freizeitwerkstätten, Volks- und Jugendbibliothek, so daß das Schulhaus ein Ort ist, an dem alt und jung sich bildend trifft. Zu jeder Quartierschule (Primar-, Mittel- und Oberschulen zusammen!) gehören Sport- und Grünanlagen, die auch der Gemeinde zugänglich sind.

Eine lebendig-demokratische Idee! Manche Ansätze dazu mögen bei uns in ländlichen Gegenden verwirklicht sein; doch bleibt beispielsweise die Verbindung von Versammlungssaal und Turnhalle fragwürdig. Wie oft fehlen in Städten genügend Sportplätze, was unsinnige Folgen zeitigt: unter der Parole der Gesundheitserziehung werden Kinder an heißen Sommernachmittagen kilometerweise von einem Stadtrand durch die Innenstadt auf die am andern Stadtrand befindliche Sportanlage gehetzt, um sich dort bei Spiel und Sport zu «erfrischen» . . . Es wäre schön, wenn diese großzügige Bremer Idee bei uns Eingang fände, doch fürchte ich, unser Ideal sei eher, dem Schoße der Nacht ein museal sauberes Gebäude mit stillgelegtem Pausenhof zu übergeben, statt die Menschen darin ihren Bedürfnissen entsprechend leben zu lassen.

Wir wissen es, der Erbauer eines Schulhauses hat es schwer. Er muß sich nicht nach den Wünschen eines bestimmten Kunden richten, sondern gestaltet für das Beweglichste, Wandelbarste, Vielgestaltigste: für die Jugend von morgen und ihre Erzieher, deren jeder seine eigene Auffassung leidenschaftlich vertritt. All diese sind mit dem Auftraggeber nicht identisch. Der Auftraggeber, das ist ja der Staat, repräsentiert durch vielköpfige Kommissionen. Und in diesen Kommissionen sitzen wiederum Menschen, die ihre eigene, oft dilettantische Meinung über die Schule für richtig halten. Unser Architekt muß also ein meisterlicher Rossebändiger sein, um mit so viel divergierenden Kräften einen sinnvollen Kurs einzuhalten. Er kann es nur, wenn es ihm gelingt, alle Beteiligten zu einem Team von Mitarbeitern zu verschmelzen, eine Forderung, die heute zur Herstellung schon einer kleineren Tötungsmaschine längst selbstverständlich geworden ist. Doch auf dem Gebiet der Vernichtung war der Mensch seit je opferwilliger als auf dem des kulturellen Aufbaus, ist doch die Angst eine gar wirksame Triebfeder. Heute allerdings ist zu überlegen, ob nicht jedes Nachhinken hinter den Erfordernissen der Zeit in kultureller Hinsicht für den Fortbestand des Staates mindestens so gefährlich ist wie der Ankauf veralteter Waffen.